

Ein ungesundes Rezept

Warum Wirtschaftswachstum kein Allheilmittel ist

Von Reinhold Richtsfeld

Artikel online erschienen auf www.rytz.at
Kommentare willkommen auf der Homepage oder
unter reinhold.richtsfeld@rytz.at

„Wir brauchen mehr Wirtschaftswachstum“, klingt es aus allen Ecken. Nicht, dass wir das nicht schon gewöhnt wären, aber seit der „Krise“ rufen Politik und Wirtschaft doppelt so laut und doppelt so oft. Wir würden ja jubelnd in den Chor einstimmen, wäre da nicht der gesunde Menschenverstand im Hinterkopf, der skeptisch ein paar Fragen aufwirft. Unendliches Wachstum in einer begrenzten Welt, wie soll das gehen? Und vollbringt dieses Wachstum überhaupt all die Wunderwerke, die es verspricht?

Im diesem Artikel gehe ich dem Dogma des Wirtschaftswachstums aus einer grundlegenden Perspektive auf die Spur. Warum lassen wir uns von dieser „Religion“ des Wachstums missionieren? Warum wird es allenthalben von PolitikerInnen und WirtschaftsvertreterInnen erhofft? Ist dauerhaftes Wachstum überhaupt möglich, und was sind seine Auswirkungen auf Umwelt, Wirtschaft und Gesellschaft?

Es ist aufschlussreich, einen Blick auf die Hintergründe zu werfen, denn bei genauerer Betrachtung bestätigt sich die Skepsis des Hausverstandes: Dauerhaftes Wirtschaftswachstum ist langfristig weder möglich noch wünschenswert. Im Gegenteil, es ist vielmehr das Problem und nicht die Lösung. Für eine verantwortungsvolle Zukunft müssen wir das ungesunde Rezept der Wachstumsdoktrin aufgeben und alternative Ansätze diskutieren und weiterentwickeln. Denn eine echte nachhaltige Wirtschafts-, Gesellschafts- und Umweltpolitik erfordert mehr als dort und da ein Pflaster, sondern einen weit reichenden Wandel unserer Lebens- und Wirtschaftsweise.

Der erste Abschnitt behandelt die Frage, warum der Wachstumsgedanke in unserer westlichen Gesellschaft so verankert ist und warum eine wachsende Wirtschaft Unternehmen und Politik erfreut. In Abschnitt Zwei geht es um die starken Nebenwirkungen des Allheilmittels Wachstum, aus ökologischer, ökonomischer, sozialer und psychologischer Sicht. Nach einem Zwischenfazit fasse ich im letzten Teil einige Ideen zur Überwindung des Wachstums zusammen.

1. Das Allheilmittel namens Wachstum

Wachstum in unserer Gesellschaft

„Schneller, höher, stärker“, so lautete die Devise für die Olympischen Spiele der Neuzeit, die das Internationale Olympische Komitee bei seinem Gründungskongress im Jahre 1894 verkündete. 115 Jahre später hat diese Losung keine Bedeutung verloren, auch wenn in der Zwischenzeit ein tröstendes „Dabei sein ist alles“ für die VerliererInnen verkündet wurde. Sportereignisse zählen zu den größten Veranstaltungen der Welt, man denke an die Formel 1 oder die Tour de France. Ging es früher um Sekunden, so sind es heute Hundertstel und Tausendstel, die zwischen Sieg und Niederlage entscheiden. Stets wird nach neuen Rekorden gejagt – oft um jeden Preis.

Manche meinen, dieses Prinzip der Konkurrenz sei in der Evolution begründet. Und Wettbewerb bilde die Motivation, die Menschen zu Leistungen anspornt, bei denen es keine Grenzen gibt. Die Idee der unbegrenzten Möglichkeiten und des Wettbewerbs umfasst heute große Teile unseres gesellschaftlichen Lebens, dessen Werte sich im Sport spiegeln. Wir arbeiten hart, um besser zu sein als die anderen, um schneller Karriere zu machen, um größere Autos und Häuser zu besitzen, um attraktivere PartnerInnen zu haben und um weiter weg in den Urlaub zu fahren. So gelten wir als erfolgreich und wandern in der Statusrangliste nach oben. Die Medien zeigen uns, wohin wir wollen, wenn sie über jene Glücklichen berichten, die „es geschafft“ haben.

Damit auch wir „es schaffen“ und all unsere Wünsche erfüllen können, brauchen wir Geld. Der freie Markt verspricht uns die Möglichkeiten, unseren Wohlstand zu mehren. Hier können wir die Karriereleiter emporsteigen und unser Einkommen entsprechend unseres Einsatzes vergrößern. Gleichzeitig können wir aus einer wachsenden Vielfalt an immer billigeren Produkten wählen. Effizienz und Innovation heißen die Zutaten für das abendländische Gericht namens Fortschritt. Wirtschaftswachstum heißt die dritte Zutat. Vielerorts wird es heute synonym verwendet zu Entwicklung und Fortschritt. Es ermöglicht und beschleunigt Veränderungen und damit die Lösung unserer gesellschaftlichen Probleme. Auf diese Weise waren wir seit der Nachkriegszeit äußerst erfolgreich, heißt es und so steckt es tief in unseren Köpfen. Vor diesem gesellschaftlichen Hintergrund agieren Wirtschaft und Politik.

Wirtschaftlicher Wachstumszwang

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Unternehmen. Ihr Ziel ist es, Produkte und Dienstleistungen herzustellen und gewinnbringend zu verkaufen. Die Volkswirtschaft eines Landes gilt dann als erfolgreich, wenn alle Unternehmen im Schnitt mehr Gewinne als Verluste erwirtschaften. Am Ende des Jahres ist also mehr Geld vorhanden als am

Anfang, der Gesamtwohlstand ist gestiegen. Das wird dadurch möglich, indem Banken und Investoren das Geld für Investitionen durch Vergabe von Krediten vorschießen und dafür Zinsen verlangen. Um diese Schuld abzubezahlen, muss der Schuldner die geliehene Summe, die Zinsen und idealerweise einen eigenen Gewinn erwirtschaften. Dazu ist Wachstum notwendig. Würde die Geldmenge nicht wachsen, wäre das Wirtschaften ein Nullsummenspiel. In der Folge würden die Profitrate und das Investitionsvolumen sinken. „In unserem derzeitigen Wirtschaftssystem steckt ein Zwang zum Wachstum, der in der Funktionsweise des Geldsystems begründet ist“, meint der Schweizer Volkswirt Hans Christoph Binswanger, der darin eine Wachstumsspirale sieht.

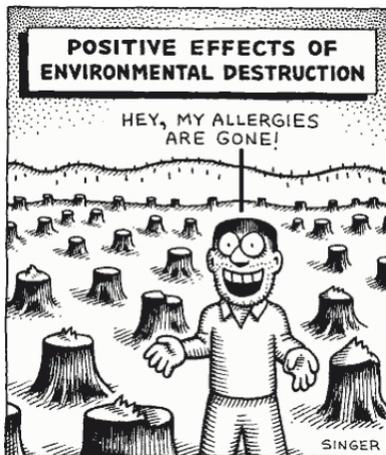
Wachstum – gut für den Staat

Neben dem Wachstumsmythos in unserer Gesellschaft und dem Wachstumszwang in der Wirtschaft gibt es die Interessen des Staates. Auch der Regierung liegt eine wachsende Wirtschaft am Herzen. Warum? Es ist eines der grundsätzlichen gesellschaftspolitischen Ziele eines Staates, das Wohlergehen seiner Menschen institutionell abzusichern. Im Bereich der Wirtschaftspolitik ist das oberste Ziel die Maximierung des gesamtgesellschaftlichen ökonomischen Wohlstands. Je mehr Geld erwirtschaftet wird desto besser. Daher hören wir von PolitikerInnen immer wieder die Argumente, dass Wirtschaftswachstum den Wohlstand durch höhere Einkommen steigern, für weniger Arbeitslosigkeit sorgen, die Steuereinnahmen zur Bedienung von Staatsschulden erhöhen und die Finanzierung der sozialen Sicherungssysteme erleichtern. Außerdem sei es ein wichtiges Mittel zur Entschärfung von Verteilungskonflikten zwischen Arm und Reich und zur Stärkung des Umweltschutzes durch rascheren Fortschritt und Strukturwandel. Wir wissen ja: „Geht's der Wirtschaft gut, geht's uns allen gut“.

Zusammenfassung

- 1) Unsere modernen Gesellschaften sind stark geprägt von der Idee des Fortschritts und der Entwicklung. Schneller, höher und stärker bedeutet für uns stets eine Verbesserung. Was nicht ständig größer, origineller und aufregender ist, ist gleichbedeutend mit Stillstand oder gar Rückschritt.
- 2) Die Unternehmen in unserer Wirtschaft sind gezwungen, die Gewinnerwartungen der Geldgeber aus der Geldwirtschaft zu befriedigen. Daher müssen die Unternehmen ihren Gewinn steigern durch Wachstum, Innovationen und der Erschließung neuer Märkte.
- 3) Mittendrin steht unser Staat. Sein wirtschaftspolitisches Interesse gilt allgemein der gesamtgesellschaftlichen Wohlstandsmehrung und speziell der Finanzierung des Staatshaushaltes. Eine wachsende Wirtschaft steigert die Einnahmen und verschafft Spielraum für die sozialpolitische Verteilung der Mittel.

Gegen all diese vorgebrachten Argumente ist im Grunde nichts einzuwenden. Es stimmt: Wachstum und Fortschritt erhöhen von Jahr zu Jahr den monetären und materiellen Gesamtwohlstand. Aber da gibt es ein paar wichtige Nebenwirkungen, die wir nicht mehr übersehen können.



© Andy Singer 1

2. Die Nebenwirkungen des Wachstums

Wir wissen jetzt, was uns das Wirtschaftswachstum verspricht. Aber kann es alle seine Versprechen halten? Wie sehen die realen ökonomischen, ökologischen und sozialen Folgen aus? Ist ein dauerhaftes Wachstum tatsächlich realisierbar? In diesem Abschnitt geht es um die Nebenwirkungen des Wachstums.

2.1. Ökologische Nebenwirkungen

„Wann in der Geschichte mussten wir darüber entscheiden, ganze Länder verschwinden zu lassen?“, fragte ein Vertreter Tuvalus im Namen von 43 Inselstaaten auf der UN-Klimakonferenz von Nairobi 2006. Denn die Inseln versinken bereits langsam durch den steigenden Meeresspiegel. Offenbar hat das menschliche Wirtschaften einen großen Einfluss auf die Natur. Sehen wir uns die Sache genauer an. Wo liegen also die ökologischen Grenzen?

Zwei unzertrennliche Freunde

Das Hauptproblem besteht darin, dass die Höhe des Wirtschaftsvolumens stark an den Verbrauch von Ressourcen gekoppelt ist. Daran ändert auch der technologische Fortschritt nichts. Obwohl die Produktion von Gütern und Dienstleistungen jedes Jahr effizienter wird, wächst der Bedarf an Rohstoffen, da der Konsum dieser Gütern und Dienstleistungen überproportional ansteigt und somit die Effizienzgewinne aufwiegt. Gute Beispiele dafür sind Wohnen, Autoverkehr und Papierverbrauch in Österreich. Zwischen

1990 und 2005 fiel der Energieverbrauch pro Quadratmeter Wohnfläche um 14%. Jedoch stieg die Zahl der Haushalte um 21% und die durchschnittliche Fläche pro Haushalt um 15%. Letztendlich stieg der Endverbrauch der Haushalte insgesamt um 16%. Bei den PKW´s erhöhte sich im gleichen Zeitraum die Effizienz um 8,5%, aber die jährlich gefahrenen Kilometer um 21%. Das ergab einen absoluten Verbrauchsanstieg von insgesamt 10%. Die gleiche Situation beim Papier. Der überproportionale Konsumanstieg, wenn ein Produkt effizienter und damit billiger wird, wird als Rebound-Effekt bezeichnet und ist häufig anzufinden.

„Wenn wir weitermachen wie bisher, werden wir Anfang der 2030er Jahre zwei Planeten brauchen, um mit der menschlichen Nachfrage nach Gütern und Dienstleistungen Schritt zu halten“, warnen die AutorInnen des Living Planet Report 2008. Aber wir haben nur den einen Planeten, und dieser wird schon jetzt deutlich überbeansprucht. Das Verhältnis zwischen Naturverbrauch und der Biokapazität des Planeten zeigt der ökologische Fußabdruck. Momentan verbrauchen wir weltweit um ein Drittel mehr an Ressourcen als die Natur regenerieren kann. Wir leben vom Kapital anstatt von den Zinsen.

Die industrielle Revolution baut auf Öl

Eine besondere Rolle spielt der hohe Verbrauch von fossilen Rohstoffen. Ohne Kohle, Erdöl und Erdgas wären der immense Produktivitätszuwachs und das exponentielle Wirtschaftswachstum seit der Zeit der industriellen Revolution grundsätzlich nicht möglich gewesen. Denn die Produktivität stieg größtenteils, weil Arbeit durch Sach- und Naturkapital substituiert wurde. Der weltweite Energiebedarf wird heute zu über 80% aus fossilen Brennstoffen abgedeckt, hauptsächlich zum Antrieb von Maschinen und Kraftfahrzeugen und zur Erzeugung von Strom und Wärme. Aber auch andere Branchen brauchen Öl, allen voran die chemische Industrie. Mehr als 13% der fossilen Rohstoffe werden weiterverarbeitet und stecken in Tausenden von Produkten: Etwa in Arzneien, Textilien und Lacken, im Asphalt oder in Shampoos, Nagellacken und Lippenstiften, und natürlich in nahezu allen Kunststoffen.

Wir essen Öl

Die Landwirtschaft hat ebenfalls einen hohen Bedarf an fossiler Energie. Erdöl ist die Basis für Pflanzenschutzmittel, Erdöl für Düngemittel. Fossile Energie treibt auch die Agrarmaschinen und Bewässerungspumpen. Obwohl die Landwirtschaft Energie für den menschlichen Verbrauch erzeugen sollte, verwandelt sie in Wirklichkeit Erdöl zu Lebensmittel. Dies zeigt sich beim Vergleich des Energiegehalts von Erdöl-Input und Nahrungsmittel-Output. Rechnet man Verarbeitung, Verpackung und Transport ein, dann kommen auf jede Kalorie erzeugter Nahrung bis zu zehn Kalorien Erdöl. Der Grund hierfür liegt in der hohen Nachfrage nach Fleisch- und Milchprodukten, deren Produktion

überaus energieintensiv ist. Für die Böden bedeutet der massive Energieeinsatz von außen eine gravierende Verringerung der natürlichen Fruchtbarkeit.

Unsere Wirtschaft hängt enorm von billigem Öl in großen Mengen ab. Dieses ist nicht unbegrenzt verfügbar. Egal, ob der Höhepunkt der Förderungsmenge („Peak Oil“) bereits heute erreicht ist oder erst in einigen Jahren, entscheidend ist, dass der Vorrat zu Ende gehen wird, früher oder später. Und mit ihm unsere heutige auf Öl basierende Wirtschaft.

Klimawandel

Mit dem Verbrennen von Öl und Gas wird eine weitere Ressource verbraucht: frische Luft. Die in den letzten hundert Jahren exponentiell gestiegene Menge von Kohlendioxid (CO₂) und anderen Treibhausgasen in der Atmosphäre stellt uns vor eine große Herausforderung: den Klimawandel. In den letzten hundert Jahren stiegen die Temperaturen weltweit im Mittel um 0,74°C. Über dem Schnitt sind die Temperaturerhöhungen in Europa mit 0,95°C und besonders deutlich in Österreich mit 1,1°C. Die ökologischen Auswirkungen einer globalen Erwärmung sind gravierend: Verschiebung von Klimazonen, häufigere Wetterextreme wie Stürme, Überschwemmungen und Dürren oder ein ansteigender Meeresspiegel durch schmelzende Polkappen und Gletscher. Das seit vormenschlicher Zeit bestehende Gleichgewicht ist von uns in wenigen Jahrzehnten massiv gestört worden.

Die Klimaschutzabkommen greifen bisher nicht, denn der CO₂-Ausstoß steigt weiterhin stark. Der Klimawandel ist aber kein eindimensionales ökologisches Problem, sondern hat weitreichende Auswirkungen auf das Leben der Menschen. Hauptsächlich trifft es die ärmsten Regionen der Welt, aber auch die reichen Länder bleiben nicht verschont. Volkswirtschaftlich gesehen wird er zu einer immer teureren Angelegenheit, denn die Gewinne aus der wachsenden Wirtschaft werden zunehmend von den Schäden durch wetterbedingte Naturkatastrophen aufgewogen. Die Katze beißt sich in den Schwanz. Bei ungebremster Erderwärmung könnten 2050 die Kosten des Klimawandels bereits bis zu 20% des weltweiten Bruttoinlandprodukts ausmachen. Ihn zu vermeiden wäre langfristig erheblich billiger.

Zusammenfassung

- 1) Der Ressourcenbedarf wächst eng verknüpft mit der Wirtschaft, denn der technologische Fortschritt kann den Anstieg des Konsums nicht wettmachen.
- 2) Unsere Wirtschaft steht auf einem Fundament aus fossiler Energie. Die Vorräte schrumpfen stetig und mit ihnen das (gewohnte) Wachstumspotential der Wirtschaft.

3) Der hohe CO₂-Ausstoß sorgt für eine signifikante Temperaturerhöhung mit weit reichenden Folgen auf die Ökosysteme der Erde. Gesamtwirtschaftlich macht der Klimawandel die Wachstumserfolge zunehmend zunichte.



© Andy Singer 2

2.2. Ökonomische Nebenwirkungen

Das Wachstum stößt also an seine ökologischen Grenzen. Aber wie sieht es mit seinen volkswirtschaftlichen Versprechen aus? Was können wir von den Entwicklungen aus der Vergangenheit lernen?

Die Natur exponentiellen Wachstums

Betrachten wir zunächst die Natur linearen und exponentiellen Wachstums. Während bei linearem Wachstum die absoluten Zuwächse von Jahr zu Jahr konstant sind, steigen beim exponentiellen Wachstum diese Zuwächse jährlich. Konstante Wachstumsraten (ausgedrückt in Prozent des Absolutwerts) bedeuten in Wirklichkeit wachsendes Wachstum, die Erfolge des Vorjahres müssen stets übertroffen werden. Eine langfristig konstante Wachstumsrate von 3% würde bedeuten, dass sich die gesamte Volkswirtschaft eines Landes innerhalb von 25 Jahren verdoppelt, innerhalb von 50 Jahren vervierfacht und innerhalb von 75 Jahren verachtfacht. Auch jenseits ökologischer Grenzen ist die Annahme solch eines dauerhaften exponentiellen Wachstums unrealistisch.

Aber waren nicht konstante Wachstumsraten auch in der Vergangenheit möglich? Die Antwort lautet nein. In vielen europäischen Ländern, darunter auch Österreich, ist die durchschnittliche Wachstumsrate seit den 1950er Jahren kontinuierlich gesunken, vielmehr folgen die Zuwächse einem linearen Pfad. Exponentielles Wachstum ist demnach eher ein zeitlich begrenzter Ausnahmefall in der Entwicklung von

Volkswirtschaften, immer ausgehend von einem niedrigen Absolutniveau wie etwa in Europa zur Nachkriegszeit oder derzeit in China.

Aufgrund dieser empirischen Belege ist es verwunderlich, dass unsere PolitikerInnen immer noch durchschnittliche Wachstumsraten von 3% oder mehr für realistisch halten. Viel entscheidender ist jedoch, dass diese hohen Erwartungen jährlich in die Kalkulationen für die Finanzierung des Staatshaushalts eingehen. Fallen das Wachstum und die entsprechenden Steuereinnahmen aus, wird es schwierig, die Staatsschulden zu bedienen und die sozialen Sicherungssysteme zu erhalten. Daraus entsteht die sich selbst erfüllende Prophezeiung: „Wachstum ist notwendig, weil nur Wachstum die Probleme lösen kann, die entstanden sind, weil Wachstum eingeplant worden ist.“

Unternehmen und Ressourceneffizienz

Wachsen unsere Volkswirtschaften weiterhin exponentiell, dann vergrößern sich auch die Aufgaben für die Unternehmen hinsichtlich der Effizienzsteigerungen. Damit der Umweltverbrauch gleich bleibt, müsste die Ressourceneffizienz in gleichem Maße mitwachsen. D.h. bei einer Wachstumsrate von 3% müsste es den Unternehmen jedes Jahr gelingen, die gleiche Menge an Gütern und Dienstleistungen mit 3% weniger Rohstoffeinsatz herzustellen. Solche Effizienzsteigerungen wurden zwar in einzelnen Branchen schon erreicht, sind aber gesamtwirtschaftlich und vor allem auf Dauer nicht zu erreichen. Außerdem müssten schon jetzt die Industriestaaten ihren Verbrauch an nicht erneuerbaren Ressourcen um den Faktor 10 reduzieren, um ein sozial und ökologisch nachhaltiges Niveau zu erreichen. Bei 3% Wachstum würde in 50 Jahren ein Faktor 40 daraus. Wir kämen vom äußerst Schwierigen ins Unmögliche.

Wachstum und Finanzwirtschaft

Das Weltwirtschaftswachstum der letzten hundert Jahre hängt eng mit der Entwicklung der Finanzwirtschaft zusammen. Ursprünglich zur Unterstützung bei der Finanzierung wirtschaftlicher Aktivitäten gedacht, dominiert sie heute die Realwirtschaft. Früher steuerten Angebot und Nachfrage den Warenmarkt, dessen zentrales Ziel die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der Menschen war. Heute wird der Warenmarkt vom Geldmarkt gesteuert. Die Bedürfnisbefriedigung verkommt zur Nebensache, das Hauptprodukt ist Geld, denn produziert wird das, was mehr Profit bringt. Die Realwirtschaft ist dadurch stark abhängig von den Entwicklungen auf den Finanzmärkten geworden.

Das System der internationalen Finanzwirtschaft weist Besorgnis erregende Instabilitäten auf. Durch Spekulationen und risikoreiche Investitionen entstehen immer wieder Blasen. Dabei verzeichnen Aktienkurse einen spektakulären Höhenflug, bis sie einen absolut nicht

haltbaren Höchstwert erklimmen. In der Folge brechen sie rasch zusammen. Der Wachstumsenthusiasmus hält typischerweise selbst dann noch lange an, wenn die Kurse den nicht haltbaren Bereich erreicht haben. Dabei wird künstlich Wachstum erzeugt, das nicht nachhaltig ist. Erst das Platzen der Blase holt die Kurse auf den Boden der Tatsachen zurück. Das wäre weiter nicht so schlimm, wenn die Folgen auf einzelne Sektoren begrenzt blieben. Jedoch wird durch die enge Verflechtung der internationalen Finanzmärkte häufig eine Kettenreaktion ausgelöst, die die ganze Weltwirtschaft in Mitleidenschaft zieht. So hat beispielsweise der Zusammenbruch der Immobilienblase 2006 in den USA eine weltweite Rezession nach sich gezogen.

Zusammenfassung

- 1) Exponentielles Wachstum ist nirgendwo ein dauerhafter Zustand, auch nicht in der Ökonomie. Im Schnitt sind die Wachstumsraten reicher Länder in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich gesunken.
- 2) Die Hoffnungen auf Effizienzsteigerungen als ausreichendes Mittel zur Ressourcenschonung sind in den letzten Jahrzehnten nicht erfüllt worden. Exponentielles Wachstum überfordert die Unternehmen hinsichtlich ihrer Innovationsgeschwindigkeit.
- 3) Wirtschaftswachstum basiert zunehmend auf einer Finanzwirtschaft, die von realen Werten abgekoppelt ist. Das internationale Finanzsystem steht auf wackligen Beinen, die Folge sind Instabilitäten, Blasen und Krisen.



© Andy Singer 3

2.3. Gesellschaftliche und soziale Nebenwirkungen

Ein zentrales Versprechen einer wachsenden Wirtschaft ist die Wohlstandsmehrung für alle. Der Erfolg wird ausgedrückt mit dem Zuwachs des durchschnittlichen Bruttoinlandprodukts pro Kopfs. Aber wie viel für wen wirklich abfällt, ist eine andere Frage.

Gewinner und Verlierer

Tatsächlich ist das weltweite Bruttoinlandsprodukt (BIP) seit 1950 um den Faktor 8 gestiegen, von 5 auf 40 Billionen US-Dollar. Die ungleiche Verteilung der erwirtschafteten Reichtümer hat sich in diesem Zeitraum allerdings nicht verkleinert. Auf die zehn reichsten Länder entfielen 2004 über 70% der Weltwirtschaftsleistung, während ganze Kontinente wie etwa Afrika (2%) oder Südamerika (3%) nur wenig beisteuern. Noch ausgeprägter unterscheiden sich die Pro-Kopf-Einkommen, und die Ungleichheit steigt weiterhin: Die ärmsten 5% der Welt haben allein in den letzten Jahren 25% ihres Realeinkommens verloren, die reichsten 5% hingegen 12% gewonnen. Weltweit haben 2,7 Milliarden Menschen zusammen soviel Einkommen wie die 50.000 Reichsten.

Dass alle Menschen - auch in reichen Ländern - gleichermaßen vom Wirtschaftswachstum profitieren können, ist jedenfalls falsch. Der viel zitierte „Trickle Down-Effekt“, demgemäß der Reichtum der Reichen allmählich nach unten zu den Ärmern durchsickert, findet erwiesenermaßen nicht statt. Vielmehr hat das strukturelle Machtgefälle zwischen Reichen und Armen dafür gesorgt, dass das Wirtschaftswachstum in den vergangenen Jahrzehnten vor allem den Wohlstand einiger Weniger erhöht hat. Allein 2008 vergrößerte sich weltweit die Zahl der Dollarmillionäre um 6% auf über zehn Millionen Personen.

Wie weiter oben bereits besprochen, korreliert der monetäre Wohlstand mit dem Ressourcenverbrauch. Sollten die Industrieländer weiterhin ein dauerhaftes exponentielles Wachstum durchsetzen, so würde dies zu einer Verschärfung der Monopolisierung des Ressourcenverbrauchs führen und weltweite Verteilungskämpfe hervorrufen. Klar ist, dass der Lebensstil der Industrieländer nicht verallgemeinerbar ist, wir würden dafür mehrere Planeten brauchen. Die Zusammenhänge verdeutlichen den sozialen Sprengstoff, der in der ungleichen Verteilung des Reichtums liegt.

Erodierende Mittelschichten

Auch innerhalb der reichen Länder bleibt Wachstum das beliebteste Mittel, wie politisch schwierigen Verteilungsfragen aus dem Weg gegangen werden kann. Denn aus einem stets größer werdenden Kuchen lassen sich auch kleine Stücke abschneiden, die nach etwas aussehen. Zwar wachsen auch die niedrigen Einkommen jedes Jahr, aber deutlich geringer als die hohen. In Österreich verdienen heute die bestbezahlten Spitzenmanager das 600-fache des Mindestlohns, in Deutschland das 5000-fache. Ein Großteil der Bevölkerung hat von den Wachstumserfolgen wenig und muss gemessen am durchschnittlichen BIP pro Kopf sogar Einkommensverluste hinnehmen. Die Kluft zwischen Erfolgreichen und Erfolglosen weitet sich aus. Die Folge sind erodierende Mittelschichten, die Gesellschaft wird weiter polarisiert.

Wirtschaftswachstum und Arbeitslosigkeit

Ein ebenso kritischer Punkt ist die ungleiche Verteilung der Arbeitszeit. Während die einen mit so genannten „All-In“-Verträgen für ihre meist anhaltende Überarbeitszeit nicht entlohnt werden, suchen die anderen vergeblich nach einer Beschäftigung. Theoretisch führt Wirtschaftswachstum zum Abbau von Arbeitslosigkeit, wenn es die Steigerungsrate der Arbeitsproduktivität übertrifft. D.h. gelingt es den Unternehmen jedes Jahr, die gleiche Menge an Gütern und Dienstleistungen mit 3% weniger Arbeitseinsatz herzustellen, dann wäre ein Wachstum von 3% notwendig, damit die Arbeitsmenge gleich bleibt. In der Praxis hat sich jedoch gezeigt, dass die Arbeitsfreisetzung nicht durch entsprechend hohes Wachstum kompensiert wird („jobless growth“). Im Gegenteil: Der Wachstums- und Effizienzdruck auf die Unternehmen führt mitunter zu Jobabbau trotz Rekordgewinnen. Europaweit hat sich trotz Wachstums eine hohe Arbeitslosigkeit verfestigt. Das erzeugt Druck auf schlecht bezahlte Arbeitsverhältnisse, die zunehmend unsicherer werden und oft nicht mehr ein ausreichendes Einkommen zur Existenzsicherung abwerfen. In der EU leben derzeit etwa 80 Millionen Menschen unter Armutsgrenze (60% des Meridianeinkommens), viele trotz eines Einkommens aus Erwerbsarbeit.

Die ungleiche Verteilung der Erwerbsarbeit zwischen sozialen Schichten, Männern und Frauen oder Generationen gefährdet nicht nur ihre zentrale Rolle als Mittel zur Existenzsicherung, sondern belastet auch die Staatskassen. Die Finanzierung der Sozialsysteme (Pensions-, Arbeitslosen-, Krankenversicherung) erfordert ein hohes Beschäftigungsniveau, denn die Besteuerung von Erwerbseinkommen macht einen großen Teil der staatlichen Einnahmen aus. Wenn Wachstum dann nicht einmal schlecht bezahlte zusätzliche Arbeitsplätze schafft, die aber zur Finanzierung der Sozialsysteme gebraucht würden, ist es dringend notwendig, über Alternativen zu unserem derzeitigen System nachzudenken.

Welche Art von Wohlstand

Bei unserem auf Wachstum basierenden System gehen wir davon aus, dass die Steigerung des Bruttonettoprodukts ausreicht, um unseren Gesamtwohlstand zu erhöhen, denn dadurch vergrößert sich unser durchschnittlich verfügbares Einkommen. Diese Sichtweise reduziert die Komplexität einer funktionierenden Gesellschaft stark. Das BIP als einzigen Wohlstandsindikator aufzufassen ist aus mehreren Gründen problematisch und liegt in der Berechnungsweise begründet. Zum einen werden im BIP nur in Geldwerten erfasste Markttransaktionen verbucht. Nicht berücksichtigt hingegen werden alle nicht-monetären Leistungen wie etwa Haushaltsarbeit, Kindererziehung, private Alten- und Krankenpflege oder unbezahlte natürliche Ressourcen. Diese leisten jedoch ebenfalls einen wichtigen Beitrag zum Wohlstand in einem Land. Zum anderen

wird auch grundsätzlich Negatives positiv bilanziert wie z.B. Autounfälle und Sturmschäden, sämtliche Gesundheitskosten, der Verbrauch fossiler Brennstoffe, die Abholzung von Regenwäldern oder das Leerfischen von Fischgründen. Alle diese Dinge tragen zu einem höheren BIP bei, aber es sagt nichts über die Qualität der Lebensverhältnisse oder den sozialen und kulturellen Zusammenhalt in einer Gesellschaft aus.

Eine neue Messlatte

Die Nachhaltigkeitsforschung der letzten Jahrzehnte hat viele Ideen zur genaueren Messung von Wohlstand und Lebensqualität hervorgebracht. Auch wenn es nicht möglich ist, objektiv zu messen, wie glücklich ein Mensch oder eine Gesellschaft ist, so gibt es doch Indikatoren, bei denen die oben genannten Defizite korrigiert werden. Beispiele sind der ISEW (Index of Sustainable Economic Welfare), der GPI (Genuine Progress Indicator) oder der in Deutschland 2008 entwickelte NWI (Nationaler Wohlfahrtsindex). Viele dieser Indikatoren werden schon seit Jahrzehnten parallel zum BIP mitberechnet, es fehlt also nur am politischen Willen zu einer offiziellen Verwendung. Das buddhistische Land Bhutan geht bereits seit 1972 einen solchen Weg, der zunehmend internationale Beachtung findet. Das System des Bruttoinlandglücks (Gross National Happiness) verbindet die Entwicklungsziele Bhutans nicht nur mit der Wirtschaft, sondern direkt mit dem Glück und der Lebensqualität der Bevölkerung.

Zusammenfassung

- 1) Der wirtschaftliche Reichtum ist sowohl zwischen Ländern als auch innerhalb von Ländern enorm ungleich verteilt. Wirtschaftswachstum hat an dieser Lage nichts geändert, vielmehr verstärkt es die Ungleichheit zwischen Individuen bei Einkommen, Vermögen und Ressourcenverbrauch weiterhin.
- 2) Wachstum vermindert nicht notwendigerweise die Arbeitslosigkeit, da die Arbeitsproduktivität steigt und teures Humankapital wenn möglich durch billigeres Sachkapital ersetzt wird. Das belastet die Sozialsysteme, die auf Erwerbsarbeit basieren.
- 3) Das BIP als Maß für den Wohlstand einer Gesellschaft und das BIP-Wachstum als Maß für den Fortschritt sind ungenügend. Ein steigendes BIP pro Kopf erhöht nicht zwangsläufig die Lebensqualität in einem Land.



© Andy Singer 4

2.4. Psychologische Nebenwirkungen

Wohlstand, Glück und Lebensqualität

Objektiv bewertet verbessert sich die Lebenssituation mit steigendem Einkommen, jedoch kann die subjektive Wahrnehmung stark divergieren. Empirische Belege zeigen, dass die Lebensqualität und das Glücksempfinden nur mehr leicht mit dem Einkommen steigen, wenn einmal alle Grundbedürfnisse befriedigt sind. So hat sich beispielsweise das BIP pro Kopf der USA in den letzten 30 Jahren verdoppelt, aber die subjektiv wahrgenommene Lebensqualität ist von 35 auf 30% gesunken. Das individuelle Wohlbefinden hängt neben dem Einkommen eben noch von vielen anderen Faktoren ab: von gelingenden Beziehungen im sozialen Umfeld, von Gesundheit, Sicherheit, qualitativvoller Arbeit und Freizeit, einer intakten Umwelt oder vom Raum für Kreativität und Mitbestimmung.

Wer bremst verliert

Unser System des Wachstums zeigt auch im psychologischen Bereich negative Nebenwirkungen, Tendenz steigend. In der Arbeitswelt nehmen mit jeder Erhöhung der Arbeitsproduktivität das Tempo und der Konkurrenzdruck zu. Wettbewerb gilt als das universale Prinzip zur Motivations- und Leistungssteigerung. Die Arbeitskräfte sollen agieren wie das Unternehmen selbst: flexibel, rational, effizient, mobil und schnell. Das Training für die Welt des Wettbewerbs beginnt schon im Kindergarten und setzt sich durch alle Ausbildungsstufen bis zur Universität fort.

Viele Optionen und wenig Zeit

Aber nicht nur im professionellen Leben, auch in der Freizeit unterliegen wir einem Druck durch Überangebot und Zeitnot. Die Ökonomisierung fast aller Lebensbereiche hat dazu geführt, dass Lebensqualität heute hauptsächlich durch materiellen Konsum definiert

wird. Durch Besitz heben wir uns von anderen ab. Wie in einer Tretmühle strampeln wir für ein immer höheres Konsumniveau, um den eigenen Ansprüchen und denen des sozialen Umfelds gerecht zu werden. Doch schnell gewöhnen wir uns wieder an die neuen Dinge und wollen mehr. Die Finanzierung dieses Lebensstandards erfordert eine Maximierung der Erwerbsarbeit. Kindererziehung, Haushalts- und Gartenpflege müssen ausgelagert werden, aber dazu ist wiederum mehr Geld notwendig – also noch mehr Arbeit. Und während die Konsumoptionen explodieren, bleibt immer weniger Freizeit zum Ausschöpfen des Angebots. Die Dinge besitzen uns und nicht mehr wir sie.

Krankes Wachstum

Der beschleunigte Lebensstil unter ständigem Leistungs- und Konkurrenzdruck wirkt auf die Gesundheit der Menschen zurück. War früher das stressbedingte „Burnout“ noch eine Managerkrankheit, so häufen sich heute die Fälle bei SchülerInnen und StudentInnen. In der EU erkrankt jedes Jahr ein Viertel der Bevölkerung an psychischen Störungen, im Laufe eines Lebens jeder zweite. In Österreich ist ein fast ein Drittel der KonsumentInnen kaufsuchtgefährdet. Kulturkrankheiten wie Übergewicht und Diabetes nehmen zu, ebenso steigt die Häufigkeit von Allergien und Krebserkrankungen. Unsere konsumorientierte Lebens- und Wirtschaftsweise erzeugt beträchtliche gesundheitliche Risiken, auch bei guter medizinischer Versorgung und hoher Lebenserwartung.

Zusammenfassung

- 1) Ein steigendes BIP pro Kopf erhöht die Lebensqualität aus individueller Sicht nicht unbedingt weiter, sobald die Grundbedürfnisse gedeckt sind. Denn das subjektive Wohlbefinden ist von vielen nicht-monetären Faktoren abhängig, nicht nur vom größtmöglichen Einkommen.
- 2) Das System des Wachstums erfordert Effizienz, Flexibilität und Mobilität der Arbeitskräfte. Gleichzeitig steigt der Druck im Privatleben, um den gesellschaftlichen Ansprüchen hinsichtlich des Lebensstandards gerecht zu werden. Wir arbeiten mehr, um zu kaufen, was wir glauben besitzen zu müssen.
- 3) Unsere Wirtschafts- und Lebensweise resultiert in einer zunehmenden Belastung der Menschen. Durch permanente Beschleunigung und hohem Konkurrenz- und Leistungsdruck steigen physische und psychische Probleme.

3. Fazit: Das ungesunde Rezept verwerfen

Wie wir gesehen haben, gibt es viele gute Gründe, die Wachstumsdoktrin aufzugeben, und das am besten sofort. Im folgenden ziehe ich Resümee, warum Wachstum weder

möglich noch wünschenswert ist. Danach werfe ich einen Blick auf die Handlungsmöglichkeiten, die verschiedenen Akteuren zur Verfügung stehen.

Warum ist permanentes Wirtschaftswachstum nicht möglich?

Wachstum, insbesondere exponentielles Wachstum ist kein Dauerzustand in einem begrenzten Umfeld wie der Erde. Kreisläufe aus Entstehung, Wachstum, Reife und Vergehen - und nicht geradlinige Entwicklung - sind die Eigenschaften der Naturphänomene. Kein Baum wächst in den Himmel, kein Lebewesen ist unsterblich. Die Vorstellung eines dauerhaften exponentiellen Wirtschaftswachstums ist schlichtweg illusorisch und weltfremd.

Die Entkopplung von Wirtschaftswachstum und ökologischer Belastung ist bisher trotz Teilerfolgen systematisch gescheitert. Es sind weder ausreichende Effizienzsteigerungen noch eine substantielle Umstellung auf erneuerbare Ressourcen gelungen, um unsere Wirtschaft zu dematerialisieren. Die Hoffnung, dass alleine technischer Fortschritt den Ressourcenverbrauch bei weiter wachsendem Konsum senken kann, muss aufgegeben werden.

Schon jetzt überschreitet die Umweltbelastung durch den konsumorientierten Lebensstil der westlichen Industrieländer die ökologische Tragfähigkeit der gesamten Erde um 30%. Der massive Verbrauch von fossilen Rohstoffen, der die energetische Basis für unser Wirtschaften bildet, bringt uns zügig näher an die Grenzen des Wachstums. Während auf der einen Seite die Vorräte schrumpfen, kämpfen wir auf der anderen mit dem Klimawandel. Beide Probleme sind nicht mehr in weiter Ferne anzusiedeln, dafür sorgt der Verlauf der exponentiellen Wachstumskurve.

Warum ist Wirtschaftswachstum nicht wünschenswert?

Abgesehen von den unerwünschten ökologischen Folgen ist Wirtschaftswachstum mit vielen anderen sozialen Entwicklungen verbunden, die ebenso wenig annehmbar sind. Wachstum ist jedenfalls kein Synonym für Fortschritt, Gleichheit und Gerechtigkeit. Unser globales Wirtschaftssystem hat dazu beigetragen, die ungleiche Verteilung von ökologischen, wirtschaftlichen und politischen Ressourcen zu vergrößern. 20% der Menschheit konsumieren 80% der Ressourcen. Die 500 Reichsten besitzen zusammen soviel Geld wie über 400 Millionen der Ärmsten. Mehr als 850 Millionen Menschen sind dauerhaft stark unterernährt, und nur 4% der Weltbevölkerung können die Eigenschaften auf sich vereinen, zumindest elementare Schulbildung, ein gesichertes Arbeitsverhältnis, eine Sozialversicherung und ein Leben in politischer Freiheit zu haben.

Angesichts der wirtschaftlichen Globalisierung müssen wir uns fragen, ob unsere Lebens- und Wirtschaftsweise überhaupt jene Werte fördert, die wir im allgemeinen für erstrebenswert halten. Die Werte Freiheit, Menschenwürde, Gerechtigkeit oder Umweltschutz ordnen sich im Wirtschaftsgeschehen dem Prinzip des größten Profits unter. Am freien Markt geht es um Egoismus, Konkurrenz und Materialismus anstatt um Kooperation, Selbstbestimmung und ökologische Verantwortung. Solange wir weiterhin den Erfolg von Unternehmen einzig und allein am finanziellen Profit und den gesellschaftlichen Fortschritt ausschließlich am Wachstum des BIP messen, werden wir uns mit der Umsetzung anderer Ziele schwer tun.

Aus individueller Sicht überfordern uns das Tempo und der Konkurrenzdruck der modernen Lebenswelt zunehmend. Die Anforderungen in der Arbeitswelt sind hoch, dort begreifen wir, dass das Anhäufen materiellen Besitzes seinen Preis hat. Viele Menschen aus reichen Ländern erkennen, dass ihnen zusätzliches Geld und Konsum keinen Zuwachs an Lebensqualität und Glück bringen, insbesondere wenn immer offensichtlicher wird, dass der Reichtum einiger auf Kosten vieler geht. Grenzenloses materielles Wachstums ist keine Garantie für ein zufriedenes und glückliches Leben, sondern gefährdet es zunehmend.



© Andy Singer 5

4. Ein neues Rezept: Das Ende des Wachstums

Seit der Veröffentlichung des Buches „Grenzen des Wachstums“ im Jahre 1972 wird Wachstum diskutiert und kritisiert. Obwohl oder gerade weil bisher nur sehr wenige Handlungen erfolgt sind, hat das Thema stetig an Brisanz gewonnen. Mit der Dringlichkeit ist aber auch die Zahl der Ideen gestiegen, wie wir die Spirale des Wachstums aufhalten

können. Nachfolgend habe ich einige Vorschläge für Handlungsoptionen zusammengestellt, mit denen wir beginnen können, das System des Wachstums zu überwinden.

Die wichtigste Nachricht an Politik, Wirtschaft und Gesellschaft ist: Wachstum ist das Problem und nicht die Lösung. Solange immer noch der Glaube an unsere Rettung durch Wachstum vorherrscht, wird eine grundsätzliche Richtungsänderung nicht möglich sein. Nicht wenige der folgenden Vorschläge klingen utopisch angesichts der politischen Realität. Doch der Ernst der Lage erfordert jedoch ein rasches Umdenken und die Anpassung politischer und wirtschaftlicher Rahmenbedingungen für einen Ausstieg aus dem Wachstum. Ein umfassender Wandel unserer Lebens- und Wirtschaftsweise ist notwendig.

4.1. Anpassung politischer Rahmenbedingungen

1) Finanz- und Sozialsysteme müssten so gestaltet werden, dass sie von Wachstum unabhängig sind. Dafür sind einschneidende Reformen notwendig:

- Öffentliche Schulden senken durch drastische Einsparungen
- Armut und wirtschaftliche Ungleichheit zurückdrängen durch reale Transfers von Reich zu Arm
- Arbeitslosigkeit senken durch massive Arbeitszeitverkürzung und Umverteilung der Arbeit
- Pensionssysteme gründlich reformieren durch Berücksichtigung demografischer Entwicklungen
- Abhängigkeit der Sozialsysteme vom Beschäftigungsniveau reduzieren durch Verringerung der Abgabenlast auf Arbeit zugunsten einer Ressourcenbesteuerung
- Instrumente zur Lösung von Verteilungskonflikten bereitstellen, denn weniger Wachstum wird Verteilungskonflikte verschärfen

2) Die Effizienzstrategie muss erweitert werden durch eine entschiedene Struktur-, Industrie- und Steuerpolitik, die eine zügige Umstellung von fossiler auf erneuerbarer Energie fördert.

- Ökologische Steuerreform (aufkommensneutral: Energie und Ressourcen statt Arbeit belasten)
- Strukturwandel zu Erneuerbaren Energien ernsthaft und energisch fördern
- Volle Unterstützung bei der Schaffung internationaler Regelungen zu Klimaschutz, etc. und sofortige Umsetzung bereits vorhandener Abkommen

- Langfristig Vereinbarungen zur Festlegung einer Obergrenze für globalen Ressourcenverbrauch vorantreiben

3) Wie die Vergangenheit zeigt, reicht technologischer Fortschritt nicht, um Umweltbelastung zu senken (wegen der Reboundeffekte). Noch wichtiger ist daher, den kulturellen Wandel der Gesellschaft zu beschleunigen.

- Förderung zivilgesellschaftlicher Initiativen für regionale Kreisläufe: Revitalisierung regionaler Produktions-, Konsum- und Lebensmuster sowie Förderung effiziente Nutzungssysteme (z.B. Tauschkreise, Leasingstrategien, ...)
- Bildungspolitik: verstärkte Bewusstseinsbildung, nachhaltige Bildungsinhalte
- Regulierung der überbordenden Beeinflussung durch Werbeindustrie

4.2. Anpassung wirtschaftlicher Rahmenbedingungen

1) Für die Messung von wirtschaftlichem Erfolg und Wohlstand müssen umfassendere Indikatoren als Profit und BIP-Wachstum verwendet werden, um eine bessere Übereinstimmung von wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Ziele zu erreichen.

- Betriebswirtschaftlicher Erfolg: Gewinn neu definieren als Beitrag zum Wohl aller. Damit ändern sich die Ziele und das Selbstbild der Unternehmen: nicht leblose, ferngesteuerte Gewinnmaximierungsmaschinen, sondern lebende, entwicklungsfähige Systeme. Dazu wäre eine Reform des Gesellschaftsrechts notwendig. Anstatt Aktiengesellschaften könnten Stiftungen und Genossenschaften, die auch andere Ziele (ökologisch, nachhaltig, gesunde Produkte) verfolgen, eine führende Rolle übernehmen.
- Volkswirtschaftlicher Erfolg: BIP-Wachstum pro Kopf ersetzen durch bessere Indikatoren, die auch nicht-monetäre Aspekte des Wohlstands und wenn möglich die wahrgenommene Lebensqualität berücksichtigen.

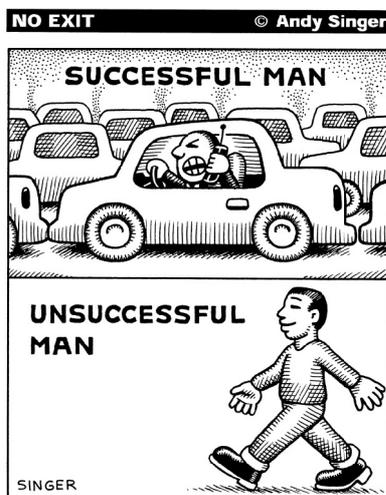
2) Die Dynamik exponentiellen Wachstums muss durch Minderung des systemimmanenten Wachstumszwangs entschärft werden.

- Grundregel: Wenn schon Wachstum, dann optimieren, nicht maximieren.
- Einführung des „Vollgelds“: Geschäftsbanken müssen ihr Buchgeld vollständig decken, nur Nationalbanken dürfen Geld schöpfen. Übermäßige Kreditvergabe wird so eingebremst.

- Anpassung der Eigentumsformen an Nachhaltigkeitsziele: Eigentumsrecht soll durch Eigentumspflichten ergänzt werden. Das Eigentum ist so zu nutzen, dass man es den Kindern weitergeben kann. Also nicht vernutzen und verbrauchen.

3) Alternative Wirtschafts- und Arbeitsformen sind zu stärken, um eine optimale Balance zwischen Selbst- und Fremdversorgung zu erreichen.

- Währungspluralismus: Komplementärwährungen (z.B. Waldviertler, Styrrion, Tiroler Stunde, Chiemgauer, etc.) fördern die Regionalentwicklung und garantieren die Umlaufsicherung des Geldes. Dadurch wird Kapitalakkumulation vermieden, wo es nicht notwendig ist.
- Neue Kombination aus Eigen- und Erwerbsarbeit durch Einbau in die Einkommenspolitik: Eigenarbeit und Gemeinschaftsarbeit (z.B. Selbstversorgung, Sozialdienste für gegenseitige Hilfe) sollen entlohnt werden, denn Eigenarbeit und persönliche Dienstleistung haben oft die bessere Qualität, da persönlicher menschlicher Einsatz dahinter steht.
- Solidarische Ökonomie: Organisation von Kreisläufen fördern, die nicht auf Staatsgewalt oder Geld zurückgreifen zu müssen.



© Andy Singer 6

4.3. Wachstum, du und ich

Die Politik hat in den letzten Jahrzehnten praktisch bewiesen, dass sie beim gesellschaftlichen Wandel keine Führungsrolle übernehmen kann. Sie reagiert nur mehr auf neue Entwicklungen anstatt pro-aktiv zu agieren, und das sehr langsam. Dies gilt insbesondere im Bereich nachhaltigen Wirtschaftens. Daher liegt es an jedem einzelnen, seine individuelle politische Verantwortung wahrzunehmen und zum Wandel für eine

ökologischere Zukunft beizutragen. Nachhaltige Lebensweisen müssen vorgelebt werden, um dadurch den notwendigen politischen Druck zu erzeugen. So wie es Mahatma Gandhi zeigte: „Sei die Veränderung, die du in der Welt sehen willst.“

1) Von „global“ zu „lokal“: Neue Konsum- und Mobilitätsmuster entwickeln und den eigenen ökologischen Fußabdruck verkleinern.

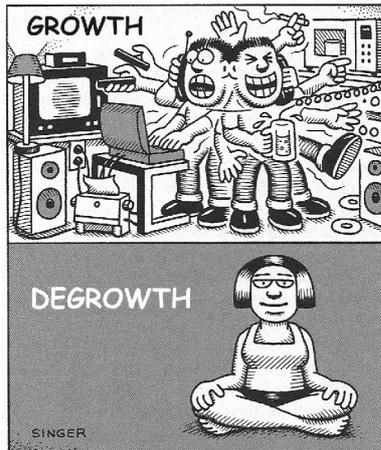
- Konsum lokaler und regionaler Produkte, ökologisch und nachhaltig produziert.
- Produktion vermeiden: Konsumgüterrecycling und rotierendes Eigentum z.B. durch Tauschkreise
- Mobilität mindern: Wiederentdeckung der Region und des Nahraums

2) Von „außen“ nach „innen“: Sind die äußeren materiellen Grundbedürfnisse befriedigt, entsteht Raum, den wir für die Kultivierung des „Inneren“ nützen können. Wie viel ist genug?

- Fokus auf Lebensqualität statt auf materiellem Konsum: Ballast abwerfen, der viel Zeit, Geld, Raum und ökologische Ressourcen braucht
- Den wahren und einfachen Reichtum des Lebens und der Natur erkennen
- Weg von Ablenkung („Kick“ und „Fun“) zu den wichtigen Fragen und Dingen
- Sich stattdessen der Kreativität, den Künsten widmen (Gesang, Tanz, Bildhauerei, Schriftstellerei, Naturkunde betreiben, etc.)
- Spiritualität entwickeln

3) Von „einsam“ zu „gemeinsam“: Der Mensch ist kein egoistischer „homo oeconomicus“, sondern ein soziales Wesen, das stark auf andere angewiesen ist.

- neue Balance von Kooperation und Wettbewerb finden: ursprüngliches Leitmotiv menschlichen Handelns ist Kooperation („social brain“)
- Gemeinsam und konstruktiv handeln: Ablehnung der Fatalitäten vom „Ende der Geschichte“ und dem Motto „Ich kann eh nichts tun“.
- Sich in Gemeinschaften nach seinen Interessen einbringen: Politische Mitbestimmung und gesellschaftliche Teilhabe tragen zur Lebensqualität bei



© Andy Singer 7

5. Resümee

Die westliche Lebens- und Wirtschaftsweise stößt an ihre Grenzen, darüber besteht heute kein Zweifel mehr. Ziel dieses Artikels war es, auf die heftigen Nebenwirkungen des Allheilmittels Wachstum hinzuweisen und die grundlegenden Aspekte unserer Wirtschaftsweise zu beleuchten. Die modernen Gesellschaftssysteme und ihr institutionelles Gerüst werden von einer Philosophie des Fortschritts, des Wachstums und der Entwicklung geprägt. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts zwingt uns die Begrenztheit der Welt, diese Philosophie zu überdenken und einen Schritt weiter zu gehen.

Nach dem Übergang von Jagen und Sammeln zu Ackerbau und Viehzucht während der Neolithischen Revolution vor 10.000 Jahren, und nach dem Übergang der landwirtschaftlichen zur industriell-fossilen Gesellschaft während der Industriellen Revolution vor 200 Jahren steht uns nun der dritte entscheidende Strukturwandel in der Geschichte der Menschheit bevor: die Organisation des menschlichen Lebens auf dem Planeten, ohne seine ökologische Tragfähigkeit zu überschreiten.

Der Erfolg dieses Übergangs wird davon abhängen, wie rasch wir das bisherige Wachstumsrezept hinter uns lassen und eine alternative Lebens- und Wirtschaftsweise entwickeln können. Die Aufgabe ist groß, dennoch müssen wir uns auf allen Ebenen bemühen, das Ziel einer nachhaltigen Gesellschaft zu erreichen, denn es gibt nur den einen Planeten. Dazu werden wir einige Gewohnheiten aufgeben müssen, doch es gibt viel mehr zu gewinnen als zu verlieren.

In der westlichen Welt haben wir den größten Beitrag für eine ökologische Zukunft zu leisten. Sicher ist, dass wir auch ohne materiellen Überfluss unsere Lebensqualität steigern können, wenn wir an der richtigen Stelle ansetzen. Den wichtigsten Schritt geht

aber jeder einzelne, indem er seinen Lebensstil überdenkt und die Konsequenzen zieht. Wie diese Konsequenzen aussehen, muss jeder für sich selbst herausfinden. Informationen zur Entscheidungsfindung liegen jedenfalls vor.

6. Literatur

Aus Gründen der Lesbarkeit habe ich im Text auf detaillierte Literaturangaben verzichtet. Der Text stützt sich auf Inhalte und Daten aus folgenden Büchern (alphabetische Reihenfolge):

1. Attac Berlin (Hg.) (2004): Abschied vom Wachstum? - Auf der Suche nach einer zukunftsfähigen Wirtschaft. Materialien zu der Veranstaltung vom 13. Februar 2004. Mit Texten von Elmar Altvater, Thilo Bode, Matthias Kracht, Johannes Schweda, Fabian Scheidler und Urs Müller-Plantenberg, Berlin
2. Exner, Andreas, Christian Lauk, Konstantin Kulterer (2008): Die Grenzen des Kapitalismus. Wie wir am Wachstum scheitern, Ueberreuter Verlag
3. Felber, Christian (2008): Neue Werte für die Wirtschaft. Eine Alternative zu Kommunismus und Kapitalismus, Deuticke Verlag
4. Hinterberger, Friedrich, Harald Hutterer, Ines Omann, Elisabeth Freytag (Hg.) (2009): Welches Wachstum ist nachhaltig? Ein Argumentarium, Mandelbaum Verlag
5. Jäger, Jill (2008): Was verträgt unsere Erde noch? Wege in die Nachhaltigkeit, Fischer Taschenbuch Verlag
6. Meadows, Dennis L., Donella H. Meadows, Joergen Randers (2006): Grenzen des Wachstums - Das 30-Jahre-Update (Club of Rome), Hirzel Verlag
7. Ridoux, Nicolas (2007): La Décroissance pour tous, Edition Parangon
8. Rudolph, Sven (2007): Wachstum, Wachstum über alles? Ein ökonomisches Leitbild auf dem Prüfstand von Umwelt und Gerechtigkeit, Metropolis Verlag